

Die Gartenbauwirtschaft
Im D-Zug nachts
Für den Gärtner und sein Hand.

Im D-Zug nachts

Erzählung von Rudolf Habetin in Leipzig

Die Schaffner rufen: Einsteigen! Die letzten Gepäckträger werden befohlen. Der Zeitungsvendler sucht nach Kleingeld.

Man hat an der Tür gestanden. Man geht den Gang vor und sucht sein Abteil. Dort hat der Träger den Koffer verkauft und die Reisefedde ausgebreitet.

Start dessen nimmt er eine Zeitung. Und dennoch denkt er nach, wie man ein Gespräch beginnen könnte. Er legt die Zeitung wieder weg.

Kurz nach der Station kommt der Schaffner und bittet um die Fahrkarte. Die Dame: bitte schön. Der Herr? Der Herr sucht. Springt auf.

In der letzten Nummer haben wir infolge drucktechnischer Schwierigkeiten unsere Leser die „Sonntagskunde“ ausfallen lassen müssen.

Herr meint, nein, seine Fahrkarte habe er, oder seine Brieftasche! Sie sei ihm gestohlen worden!

Soso. Das muß natürlich angezeigt werden. Vielleicht saßt man den Dieb. Der Schaffner wird ganz ansehnlich vor Aufregung sein.

Natürlich sind sie nun in angeregtester Unterhaltung: Wie vorichtig man heuteutage sein muß, nicht wahr? Wände heute sehen so grundbescheiden aus.

Hat man so etwas schon erlebt? So einer sind Sie? Die Dame ist begeistert. Und er lacht ein Auge zu. Ja ja!

mand stört das dunkle Abteil. Der Schaffner kümmert sich nicht um die beiden.

Aber auch das ungetrübteste Glück nimmt ein Ende. Und die Dame muß schließlich aufsteigen. Sie wird von ihren Verwandten erwartet.

Man hat doch manchmal wirklich mehr Glück als Verstand. Stellt er dann gähnend fest, als er allein ist. Koch erfüllt ihr Verlangen das ganze Abteil.

Aber wie denn? Nein, ist das nun Glück, oder träumt er? Er reißt die Augen auf wie eine Kuh, er befaßt sich von oben bis unten, er raht, er sucht, er sucht, oben, unten, im Kopf, im Mantel, in der Tasche, im Postfach.

Diesmal spielt er keine Rolle allerdings weniger herzlich. Beinahe hätte er gebreut und die Korbarme gezogen. Und die Korbarmenberührung mit dem Schaffner ist überhaupt nicht wiederzugeben.

Kurzum: Die Polizei stellte fest, ein Fräulein Gertrud Weissbach gibt es nicht in Hannover, Holzgraben 32. Man hat sie bis heute noch nicht gefunden.

Wer ist Meister? — Der wasersann! Wer ist Geselle? — Der was kann! Wer ist Lehrling? — Jedermann!

Bücherei

Die bitten unsere Leser, sich zwecks Bestellung, sowohl der hier besprochenen als auch anderer sonst gewünschter Bücher, an die Gärtnerei-Verlags-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Friedrichstraße 16, zu wenden.

Der Bienenhaushalt. Von Dr. P. P. P. 5. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Hans Kentscher, würt. Landesapotheker für Bienenzucht, Stuttgart. Mit 61 Abbildungen. Preis geb. RM. 2,50.

Es ist schade, daß P. P. P.'s Schrift: „Der Bienenhaushalt“ so lange vergriffen war; an der sechsten erschienenen 5. Auflage merkt man wieder, wie wertvoll insbesondere für den Anfänger dieses Buch ist.

Die gärtnerische Berufsausbildung. Von Dr. Landgraf, Staatl. Dipl. Gartenbauinspektor und Gewerbeoberlehrer. Preis RM. 1,50.

Der liegt eine zweifelhafte zu begründende Arbeit vor, deren Ziel es ist, einen kurzgefaßten Einblick in die beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten des Gärtners zu geben.

Spionage an der Westfront

Von Friedrich Runka

Copyright by Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin (Nachdruck verboten.)

Die Vernichtung des „Dicken August“ hinter der französischen Front

(3. Fortsetzung)

Ich winke wegwerfend, fast beleidigend ab, und spreche mit gemittelter Lieberlichkeit und Ignoranz des beruflichen Kritikers und Zweifelers leichtsinnig: Nimm mir meine Pistole nicht abel, Garde-Champêtre, aber es scheint mir als blüht die Frontsoldaten doch sehr unwahrscheinlich, daß ein Rivall überaupt in die Nähe eines so geheimnisvollen Geschüßes kommen kann.

Der Garde-Champêtre steht mich erst lauernd an, sieht dann impulsiv meine Arme und spricht pathetisch, mit dem Tonfall des selbstsicheren Spielers: Das ist ja gar nicht nötig, daß der Dide unversehens noch mal schließt; was ich dir sagte, hat schon seine Richtigkeit. Da gehe ich jede Wette ein, also wetten wir, los! Du wirst aber die Wette glatt verlieren!

Was nützt mir das Wetten, wenn ich mich von der Richtigkeit deiner Behauptung doch nicht selbst überzeugen kann, Garde-Champêtre? Selbstverständlich kannst du dich selbst davon überzeugen; ich gehe morgen vormittag, da ich gerade einen Revisionsgang in der Gegend vor habe, mit, und man wird dich sicher nicht fortjagen, wenn ich dabei bin, und da du doch Feldschatz bist, du hast ja übrigens auf alle Fälle deine Ausweisse! — Na, um was geht denn die Wette? — Na, sieh mal an, jetzt ist es aus mit deinem Mut, glaubst nun doch, daß ich recht habe?

Nein, du hast nicht recht, ich will aber nicht, daß du die Wette verlierst, ich bin doch dein Gesell, lassen wir also das Wetten! — Na, mein lieber Freund, das gilt nicht, ich verliere die Wette nicht, und wenn ich sie

lung des ungewohnten Alkoholgenusses habe ich mir einen probanten Mittel ausgedacht. — Mein Denkapparat arbeitet schon wieder feberhaft an meinem Plan.

„Denkst du denn großer Tag, heute geht es auf Leben und Tod“, ruft er, „Wortzeichen gleich in meinem Schicksal... Das Flügen und Kreuzen der Gedanken erzeugt Nervosität, innere Anruhe, doch nur einen Moment, dann ist die „Kartothel“ geordnet, und eine wunderbare Ruhe und Abgespanntheit, gepaart mit dem Gefühl der Sicherheit und des Gelingens, überkommen mich...“

Mit einem vorzüglichen Appetit, mit dem Appetit des „ausgehängerten Frontsoldaten und Kriegsgelungenen“ schlüpfte ich opulenter, als ich mir je in Feindesland träumen ließ. — So, nu ans Werk, und Gott beschütze!

Schon vor zehn Uhr finde ich mich im Schminier ein und haunel. Der Garde-Champêtre ist schon hinter einer Flasche Wein und pichelt tapfer Fortsetzung von gestern abend. Dabei verliert er mit vollem Boden Brot und penetrant duftenden Formage de Brie, er trinkt mit erheut, unerschütterliche Worte lassend, zu. Mittelfindend, mochte ich vorichtig zum Aufbruch!

Gleich bin ich so weit, wir kommen noch recht, und du kannst deine Flasche Cognac noch sehr genug verlieren“, strabbelt der Bielebhaftigkeit.

Endlich brechen wir auf! Mein Begleiter und Führer ist bedenklich schwach auf den Beinen. Soll ich ihm mit einer meiner Tabletten merklich etwas helfen? — Naich überlege ich. — Nein, besser nicht, er kann mir, so wie er ist, sogar nützen, falls wir beim „Dicken“ dem Kommandanten gleich in die Hände laufen. Ein beschwippter Garde-Champêtre — wird mit legendärem Geistes, mich aber den „August“ betreffend, weniger „auffallen“ — er wird auch mehr „aus der Schule plaudern“, ohne daß ich verdächtig fragen mag. So kann ich — völlig passiv — mit gefühlerter halber Reue alles das, was ich noch wissen muß, erfahren, ohne Verdacht zu erregen... Glückauf!

Während dieser Gedankenflüge unterhalte ich mich rein mechanisch mit meinem torfelnden „Freund“ und beobachte das Gelände genau. Bählich sehe ich nach meinen Ausweisen — in Wirklichkeit nach meiner Miniaturkarte. — Beim Ausstreten mache ich rasch und unauffällig eine Einzeichnung. Im Stillen stelle ich fest, daß wir schon in nächster Nähe des „Schweren“ stehen müssen. Nur das kleine Wäldchen vor uns verperrt uns noch die Sicht. — Es ist in der Tat so, wie ich kombinierte. Meiner Einzeichnung fehlt nur noch das „Pflanzchen“!

Dinter dem Wäldchen, etwas abseits, in dichtem Buschwerk, gut verdeckt und in das Gelände hineinreicht, mit einer gut maskierten An-

sehen, liegt das Munitionslager. Einige Soldaten von der Wache oder Ausgabe hauen in einem gut verdeckten Geräte- und Unterwuschuppen. Einer benutzt einen unheimlich großen Granatenkorb — scheinlich ein Korb der „August-Granaten“ — ich schäpe Kalliber achtunddreißig — als Kartostoffel.

Die französischen Artilleristen begrüßen den Garde-Champêtre mit drohlichen Ausrufen und Wigen, und fragen nach Kausbarem. Sie ruhen... „Den hast du denn da mitgebracht?“ fragen sie, schauend auf mich zeigend.

„Einen Kameraden, einen Gefreiten von der Front — der von den Deutschen gefangen wurde und ihnen wieder ausgerückt ist. Der Maire — der ist — doch auch Selbstmörder — und der Militärarzt haben bei seinem Truppenteil sofort dafür geklagt, daß er Urlaub bekommt. Er ist krank und verwundet. — Morgen fährt er nach Hause nach M., nicht weit von hier. — Da hat er gestern zum erstenmal unseren „Dicken“ gehört, will aber nicht an ihn glauben, und daß er hier steht. Er kann ja auch nichts vom „Dicken“ wissen, wo er doch immer vorn im Graben war und...“

„Dat er einen Ausweis von unser Kommandantur?“ fährt einer der Wachmannschaften mit barstem Ton dazwischen und wuffert mich frech und misstrauisch. —

„Aber natürlich, mein Kamerad, hier!“ antworte ich leiser und verbündlich höflich, als wollte ich dem rüden Frager den barischen, unamerikanischen Ton verweisen. Keine Worte und Haltung wirken. Mit einem höflichen „Danke sehr, mein Kamerad!“ und einem entschuldigenden Bäheln gibt mir der Posten das Papier nach kurzer Einleitnahme zurück.

„Das schwere Geschüß kannst du aber nicht sehen, mein Kamerad, das heißt, du darfst es nicht sehen, es ist streng verboten, und der Kommandant macht keine Ausnahme, auch nicht bei einem Soldaten! — Du hast überhaupt Glück, denn hättest du keinen Ausweis als Soldat, dann müßten wir dich sofort festnehmen, weil du Zivil trügst!“

Vielleicht hast du Glück, denn der „Dide“ ist gerade hoch und dort steht der Kommandant; wenn du jetzt gleich fortgehst und ihn bistest, vielleicht läßt er dich einen Blick hinwerfen, aber sei darauf gefaßt, daß er dich mächtig anhaucht.“

Der sonst so großmütige Garde-Champêtre ist jetzt ganz kleinlaut. Seine Bekanntschaft mit dem Kommandanten muß nicht weit her sein. Aus lauter Respekt vor ihm scheint er plötzlich nachträglich geworden zu sein. Nur widerredend geht er mit mir zum Standort des „Dicken August“ und zum Kommandanten. Dieser empfängt uns mit gerungelter Stirn und fragt scharf, ohne den Druck des vortretenden Garde-Champêtre zu erwidern: